

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history

Herausgeber: Schweizerisches Nationalmuseum

Band: 3 (1941)

Heft: 4

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen

WOLFGANG KLEIMINGER, *Die Plastik im Elsaß, 1260–1360*. Forschungen zur Geschichte der Kunst am Oberrhein, Bd. I. Mit 55 Abbildungen. C. Troemers Universitätsbuchhandlung, Eberhard Albert K. G., Freiburg i. Br. 1939.

Studien über die Kunst im Elsaß sind auch für uns in der Schweiz von ganz besonderer Bedeutung. Der Zusammenhang unseres Landes mit der reichen Ebene am Oberrhein ist stets sehr eng gewesen. Diese Beziehungen, die übrigens hin und her gehen, wären einmal einer besonderen Untersuchung würdig. Das Ergebnis wäre außerordentlich interessant und mannigfaltig. So wird man mit wirklicher Spannung zu einer Studie greifen, welche die Plastik des endenden 13. und der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts im Elsaß zum Gegenstand hat, einen Abschnitt, an dem namentlich auch Basel mit den beiden Kampagnen seines Münsterportals und mit seiner Grabmalskulptur beteiligt ist.

Der Autor der Untersuchung, Wolfgang Kleiminger, betrachtet zunächst die Werke, die uns aus der Zeit überkommen sind, ehe 1277 die große Unternehmung der Straßburger Münsterfassade begonnen wurde. Da figuriert zuerst das Querschiffportal an der Colmarer Martinskirche, an dessen Archivolt sich der Meister selbst mit Winkelmaß und seinem französisch geschriebenen Namen als «Maistres Humbret» verewigt hat. Seltsam ist ja diese Tür: ihr Tympanon setzt sich aus einem rundbogigen Felde und einem angestückten spitzbogigen Zwickel zusammen. Kleiminger geht auf die Unterschiede des Stils in diesen beiden Teilen nicht ein, sondern möchte darin bloß eine Planänderung während der Ausführung erblicken. Diesem selben Portalmeister weist er außerdem eine Reihe anderer Figuren zu, namentlich den seltsamen, künstlerisch eigentlich sehr mäßigen, lächelnden Engel im Unterlindenmuseum zu Colmar (nicht abgebildet). Das nächst Verwandte erkennt er in einem gleichfalls eher geringwertigen und zugleich sehr zerstörten, lächelnden Kopfe des Straßburger Münstermuseums (ebenfalls nicht abgebildet, er ist aber in dem von Otto Schmitt herausgegebenen Bande der Straßburger Münsterplastik zu finden). Er glaubt das in Straßburg fast ganz isolierte Stück von den herrlichen Figuren des ehemaligen Münsterlettners ableiten zu können. Aber noch weiteres bringt er mit diesen Werken zusammen: die heftig bewegten Konsolen mit den Paradiesströmen und den Evangelistenzeichen im Chore von Rufach, auch die ganz anders geformten, nur äußerlich analogen, weichen Konsolen von Andlau und Maursmünster, und namentlich die entzückenden

Archivolten des Hauptportals am Basler Münster. Wohl stellt er einige Unterschiede in Temperament und Formgebung fest, die ganze Gruppe vertritt aber nach seiner Auffassung einen gemeinsamen «Erstarrungsstil», der sich insgesamt vom Straßburger Lettner herleiten soll. In diesem erkennt er ein «pariserisches» Werk, während er nachweisbar, wie auch die Basler Archivolten, aus der Werkhütte des dritten Meisters an der Kathedrale von Reims stammt. Die Kunst von Reims erscheint nach Kleiminger zuerst in den beiden Statuen der Hl. Petrus und Paulus in Neuweiler, wo sich wiederum die frische Plastizität ins Scharfe und Befangene umgewandelt hätte.

Diese Stiltendenz scheint dem Verfasser auch die Wandlungen in der Plastik der Straßburger Münsterfassade, die er aus Reims, nicht aus Paris herleiten möchte, zu erklären. Im untersten Streifen des Bogenfelds über der Haupttür sieht er eine ähnliche Übersetzung ins Gedrängte und Abstrakte gegenüber den schönen Darstellungen der beiden oberen Register, und wie für Jantzen wächst auch für ihn der Stil der «abstrakten» Propheten aus dieser Entwicklung als eine Parallele zu der früheren Skulptur hervor. Ähnliche Tendenzen sieht er in den (diesmal nicht scharfen, sondern merkwürdig weichen) Plastiken von Weißenburg, in den Portalstatuen von Basel und Freiburg im Breisgau.

Die Straßburger Plastik bildet den Übergang vom «Interregnumstil» zum «mystischen Stil» des 14. Jahrhunderts. Dieses Neue tritt am Lichtenberg-Grabmal in Straßburg, am Portal von Niederhaslach in der «Schule des Meisters Erwin» auf; dann auch in der Maria mit dem Kinde in Gebweiler, im Hauptportal von Colmar, der seitlichen (nicht westlichen) Tür von Sulz im Oberelsaß und einigen anderen Werken, die leider nur zum Teil abgebildet sind.

Der nächste Abschnitt ist den Grabmälern des Wölfelin von Rufach gewidmet. Nicht mehr die Kathedralplastik von Straßburg ist die Wurzel seines Stils: Verwandtes findet sich in seiner Heimat, in Rufach, im Oberelsaß überhaupt, in der Liegefigur des Rudolf von Thierstein im Basler Münster. Kleiminger zeigt, wiesich die Gestalten immer mehr als massiger, selbständiger, oft derber Block vom Grunde der Platten lösen.

In einem letzten Abschnitt studiert Kleiminger die Nachfolge der Plastik in der Katharinenkapelle des Straßburger Münsters, die ohne Zusammenhang mit dem Meister Wölfelin um dieselbe Zeit entstanden ist. Dieser «letzte westliche Stil» (?), so findet er, habe im Lande so gut wie keine Nachfolge gefunden. Er stellt

immerhin ihren Einfluß fest auf das Heilige Grab von Hagenau, auch den Mischstil der Figuren an den Chorstreben der Colmarer Martinskirche. Schließlich reiht er noch einige isolierte oder wenigstens kleinere Gruppen bildende Werke in rascher Aufzählung an.

Wie schon unsere Übersicht andeutet, hebt der Verfasser die Qualität einiger hauptsächlicher Werke kaum aus dem ganzen Bestande hervor. Wenn er auch die Tatsache der Unterschiede zuweilen, allerdings nur nebenbei, feststellt, so steht doch das Unbedeutende und Mindere durchaus als gleichwertig und gleich interessant neben dem Vorzüglichen und wirklich Wichtigen. Kleiminger verspricht zu Beginn eine fortlaufende Entwicklung aufzuzeigen, muß aber selber im weiteren Verlaufe bemerken, daß die verschiedensten Stile sich nicht nur zeitlich ablösen, sondern sogar zuweilen nebeneinander stehen. Deshalb bleibt es über dem Versuche, das recht Unterschiedliche und Ungleichwertige in einen vielleicht doch erzwungenen Zusammenhang zu bringen, trotz mancher gewiß richtigen Beobachtung, bei einer oft sehr summarischen Gruppierung nach «Stilen». Auf die tieferen Ursachen und eine Begründung dieser Unterschiedlichkeiten geht die Untersuchung nicht ein, steigt sie doch nicht bis zu den Wurzeln der Herkunft zurück. Sie hätte doch wohl weiter ausgreifen und die nur gestreiften Probleme namentlich der Straßburger Münsterplastik nicht als etwas Bekanntes und Erledigtes voraussetzen, sondern klar und eingehend darlegen müssen. Dazu wäre aber auch eine gründlichere historische Unterbauung nötig gewesen. Und schließlich wäre man gewiß begierig, auch den Grundton des elsässischen Wesens deutlicher zu vernehmen. Dazu gehörte aber eine wirkliche Kenntnis des elsässischen Volkstums.

So wäre vielleicht zu zeigen gewesen, wie im Bogenfeld des Portals von Niederhaslach, das zwar stark von Elementen durchsetzt ist, wie sie in den Pariser Elfenbeintäfelchen vorhanden sind, eine ähnliche Freude am naiv Erzählerischen zu verspüren ist, wie sie schon im romanischen Friese von Andlau, in den Skulpturen des spätromanischen Basler Münsters, aber auch im gotischen Basler Hauptportal, an der Tür von Sulz und noch später in den Scheiben von Niederhaslach und schließlich in den spätgotischen elsässischen Reliefs, Malereien und Teppichen zum Vorschein kommt. Andererseits zeigt sich in den Grabmälern und in den Rüstungen der Krieger an den heiligen Gräbern ein ausgesprochenes Interesse an den Dingen der Realität, entsprechend gewiß der bejahenden, wirklichkeitsfrohen, gesunden Einstellung des elsässischen Wesens. Ähnliche Züge lassen sich ja auch in unserer schweizerischen Kunst feststellen.

Nach dem Vorbilde Dehios vertritt auch Kleiminger von vorneherein die Ansicht, daß die Anregungen der französischen gotischen Kunst nur sehr zögernd (und erst als die Kraft der Staufer nicht mehr da war) Eingang gefunden hätten, daß aber eine traditionsgebundene Gesinnung sich gerade im Elsaß besonders stark gehalten habe. Das ist gewiß in hohem Maße richtig und gilt namentlich für das offene Land und durch alle Zeiten hindurch auch für die unteren Schichten der Bevölkerung.

Dem gegenüber bleibt es nichts desto weniger Tatsache, daß die Gotik nicht erst nach dem Untergang der Staufer Eingang gefunden hat, sondern daß der Einfluß und oft sogar ein direkter Import französischer Kunst seit den 1220er Jahren im Elsaß zu den herrlichsten Schöpfungen geführt hat. Man denke nur an die Querschiffplastik des Straßburger Münsters, welche die aus Chartres bezogenen Elemente zu einer wunderbaren Vollendung führt, an den Straßburger Lettner, der sich direkt aus dem dritten Atelier der Kathedrale von Reims herleiten läßt, und schließlich auch das Wichtigste an der Westfassade, das pariserischen Anregungen seine Entstehung verdankt; eng mit Reims hängen ja, gleich dem Straßburger Lettner, die Archivolten des Basler Hauptportals zusammen. Kleiminger tritt, wie schon gesagt, auf eine Darstellung dieser Beziehungen und der daraus erwachsenden Probleme nicht ein. Und doch böte gerade eine saubere Analyse dieser Werke einen höchst interessanten Ausgangspunkt, um durch einen sorgfältigen Vergleich all das, was im Elsaß sonst geschaffen wurde, sehr viel eindringlicher, als es bei Kleiminger geschieht, zu charakterisieren. Allerdings würde man dann auch vielleicht feststellen müssen, daß die Qualität fast in dem Maße sinkt, als man sich von den westlichen Vorbildern entfernt. Dieses Sinken ist zwar im Elsaß oft weniger tief, als das im allgemeinen im 14. Jahrhundert im rechtsrheinischen Gebiet der Fall ist (Freiburg bleibt mit dem Elsaß in engem Verband), zweifellos deshalb, weil eben das Elsaß stets weit stärker als jenes über ein kraftvolles, persönliches Eigenwesen verfügt.

Was uns in der Schweiz noch besonders interessiert hätte, das wäre unter anderem ein deutlicheres Herausarbeiten des offenbar wichtigen Anteils Basels und seiner Gegend an der Entwicklung der Grabplastik im 14. Jahrhundert, auch eine ausführlichere Darstellung der Tatsache, daß eine im Elsaß ziemlich isolierte Madonnenfigur an der ehemaligen Augustinerkirche von Rappoltswiler (nicht in Pfaffenheim, wie Kleiminger S. 49 sagt), eng mit der Maria am Basler Fischmarkbrunnen zusammenhängt. Rudolf F. Burckhardt hat schon im Jahresbericht des Basler Historischen Museums von 1910, S. 30, Anm. 1a, darauf aufmerksam gemacht.

Auch so wird freilich dieses Buch, gerade durch die Probleme, die es aufwirft, zu mancher neuen Anregung und hoffentlich zu einer neuen, gründlichen Beschäftigung mit den Werken dieses schönen und reichen, auch für unsere Kunstgeschichte wichtigen Landes, des Elsasses, führen.

Hans Reinhardt.

CARL BLÜMEL, *Griechische Bildhauer an der Arbeit*. 93 Seiten, 68 Abbildungen. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin 1940.

Das reich und ausgezeichnet illustrierte, handliche Bändchen ist eigentlich nichts anderes als eine verbesserte Auflage der 1927, im 11. Ergänzungsheft des Jahrbuches des Deutschen archäologischen Instituts erschienen Untersuchung «Griechische Bildhauerarbeit» desselben Verfassers. Etwas knapper im Ausdruck und klarer führt Blümel, selbst Bildhauer und Künstler, den Leser wiederum in die Arbeitsmethoden der griechischen Bildhauer ein. Er bespricht den technischen Werdegang unvollendet gebliebener Plastiken, das Werkzeug und dessen Spuren, die Messung und Lotung, und vermittelt so wertvolle Anhaltspunkte besonders für die Chronologie. Vor allem geht es Blümel jedoch um die Abklärung der Frage nach griechischem Original und römischer Kopie. – Im Einzelnen wird man gewiß keinen unbedingt festen Maßstab anlegen dürfen; das Problem der griechischen Kopien z. B. ist noch viel zu wenig abgeklärt. Wie wesentlich aber die Betrachtung der Kunstwerke auch vom technischen Standpunkte aus sein kann, bewies ja das Echo, das die in der früher erschienenen Arbeit von Blümel aufgestellte kühne Behauptung fand, der praxitelische Hermes von Olympia könne kein griechisches Original, sondern nur eine römische Kopie sein. Nicht, daß alle Fachleute ihm darin gefolgt wären; die Kritik setzte spontan und anhaltend ein, und der Verfasser mußte sich gründlich mit ihr auseinandersetzen. Wenn Blümel im neuerschienenen Bändchen aber nicht mehr auf Streitfragen eingeht, sondern seine auf praktischer und längerer Erfahrung basierenden Ansichten jetzt nochmals veröffentlicht, so wird man das im Prinzip als die feste Überzeugung eines schaffenden Künstlers anerkennen und gelten lassen müssen. Der seltene Fall, daß ein Bildhauer und zugleich Fachgelehrter griechische Plastik von seiner Warte aus beurteilt, bleibt gewiß vereinzelt und ist umsomehr hochzuschätzen.

C. Simonett.

ERNST HOWALD und ERNST MEYER, *Die römische Schweiz. Texte und Inschriften mit Übersetzung*. Verlag Max Niehans, Zürich 1941.

Die literarischen und inschriftlichen Belege zur Geschichte der Schweiz in römischer Zeit zusammenzutragen und zu erklären, bedeutete einerseits wohl eine ge-

waltige technische und wissenschaftliche Arbeit, andererseits aber waren derselben schon von vornherein eine reiche Ernte und ein voller Erfolg gesichert. Wer auch immer mit der Frühgeschichte unseres Landes etwas zu tun hat, wird in Zukunft neben dem Werk von Felix Stähelin «Die Schweiz in römischer Zeit» das vorliegende nicht entbehren können; gerade aus diesem Grunde hätte man ihm einen etwas anders gefaßten Titel gewünscht. Die frühesten, aus griechischen Quellen schöpfenden Erdbeschreibungen und die längst ersehnte, nun vollständig vorliegende Sammlung der vorrömischen Inschriften hätten einen solchen auch gerechtfertigt.

Weder verfügen wir über das Wissen, noch über den nötigen Raum, um der Fülle des Inhaltes auch nur einigermaßen gerecht zu werden und auf dieselbe in kurzen Zügen hier hinzuweisen. Das für die Schweiz in römischer Zeit Wesentliche, soweit es aus antiken Aufzeichnungen und Inschriften hervorgeht, wurde in dem umfangreichen Werk denkbar übersichtlich und geordnet zusammengetragen und kommentiert. Alle griechischen und lateinischen Texte liegen in vorzüglicher deutscher Übersetzung vor, so daß sich jeder Mann in das Studium der eigentlichen Quellen vertiefen und reiche Belehrung aus ihnen holen kann. Im unmittelbaren Kontakt, besonders mit den Inschriften, erschließt sich dem Leser die ganze römische Epoche in einer neuen, überaus erfrischenden Art und Weise. – Verschiedene wichtige völkische Fragen sind im Anhang ausführlicher behandelt, vor allem diejenige der Räter. Für die römische Zeit fehlen aber gerade aus Graubünden Inschriften sozusagen ganz, und man hätte deshalb einige interessante Stellen auch aus Sueton und Florus gern im Wortlaut, nicht nur im Hinweis gesehen, ferner vermißt man eine Erwähnung der Berichte Arrians und der seltenen hadrianischen Münze mit der Inschrift «Exercitus Raeticus». – Was man also zum rätischen Militär schlechthin aus den Quellen wissen möchte, muß eben immer noch mühsam zusammengesucht werden.

Wenn auch das Verzeichnis der Kleininschriften, auf Ton, Holz oder Metall, bei der getroffenen Auswahl einen guten Einblick in das mehr intime Leben des Römers gibt, so bedauert man doch sehr, daß an ihrer Stelle und zuerst nicht sämtliche Steininschriften, auch die kleinen Fragmente, veröffentlicht wurden. Ein Bruchstück aus dem Wallis hätte die Reihe der Meilensteine, eine Weihung an Fortuna, aus Vindonissa, diejenige der dort verehrten Gottheiten ergänzen können; bei der letzteren wäre auch der Name des Weihenden, Nyisus, nicht uninteressant gewesen, und ein weiteres Fragment trägt, u. W. als einziges Beispiel, den Beinamen der 21. Legion «rapax». Man bedauert auch,

daß bei den Inschriften und besonders bei denjenigen, die nachträglich ins Ausland kamen, wie das im Tessin der Fall ist, die Angabe des jetzigen Standortes fehlt; dies umsomehr, als das Werk leider der entsprechenden Abbildungen entbehrt.

Doch verschwinden die wenigen und nicht maßgebenden kleinen Mängel im Reichtum des weitschichtigen Stoffes, in den man sich immer wieder mit neuem Gewinn und mit Begeisterung vertiefen wird.

C. Simonett.

HUNDERT JAHRE ALLGEMEINE GESCHICHTSFORSCHENDEGESELLSCHAFT DER SCHWEIZ 1841–1941 – V + 95 Seiten – J. K. Wyß Erben, AG, Bern, 1941.

In einer Zeit schwerer innen- und außenpolitischer Krisen gründete J. K. Zellweger mit Gleichgesinnten im Jahre 1841 die Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz, um in ihr die historische Forschung, als Werkzeug der eidgenössischen Selbstbesinnung, zusammenzufassen. Die Gesellschaft hatte zunächst Mühe, sich durchzusetzen; nach der Jahrhundertmitte war sie aber genügend erstarkt, um je länger je mehr Funktionen zu übernehmen, die anderwärts der Staat unmittelbar oder durch Akademien ausübt. Ihre Periodica (einerseits 1843–75 Archiv für schweizerische Geschichte, 1876–1920 Jahrbuch für schweizerische Geschichte; andererseits 1853–54 Historische Zeitung, 1855–69 Anzeiger für schweizerische Geschichte und Altertumskunde, 1870–1920 Anzeiger für schweizerische Geschichte, seit 1921 Zeitschrift für schweizerische Geschichte) und Quellenpublikationen (Regesten, Chroniken, «Quellen zur Schweizergeschichte» und «Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft») sind die maßgebenden Materialsammlungen der schweizerischen Geschichtsforschung geworden. – Die Festschrift zur Jahrhundertfeier in Bern und Laupen legt über die geleistete wissenschaftliche Arbeit Rechenschaft ab, zusammenfassend in einer Notice historique des derzeitigen Präsidenten, Charles Gilliard, und einer kurzen Charakteristik der leitenden Köpfe, von Hans Nabholz, dann in einer Reihe biographischer Einzeldarstellungen: J. K. Zellweger, 1768 bis 1855, und G. v. Wyß, 1816–93 (Hans Nabholz), G. Meyer v. Knonau, 1843–1931 (Anton Largiadèr), V. van Berchem, 1864–1938 (Paul E. Martin) und W. Vischer, 1861–1928 (Paul Roth). Hans Bloesch entwirft die Geschichte der Gesellschaftsbibliothek (seit 1895 mit der Stadtbibliothek Bern verschmolzen); Anton Largiadèr legt den Katalog der Veröffentlichungen vor; den Beschluß machen Personalregister und Tabellen.

H. Holderegger.

GIULIO ROSSI und ELIGIO POMETTA, *Storia del Cantone Ticino dai tempi più remoti al 1922* – 442 S. – SA Tipografia Editrice, Lugano 1941.

Das «Jubeljahr» 1941 hat dem Tessinervolk die erste moderne Darstellung seiner Geschichte gebracht. Mit großer Umsicht haben die Verfasser im ersten Teil alles zusammengetragen, was über die ethnographischen und kulturellen Verhältnisse der früheren Perioden Aufschluß geben kann; mit besonderer Sorgfalt wird über die Beziehungen zwischen selbstverwaltenden Nachbargemeinschaften (vicinanze) und Herrschaft – im Mittelalter die Kirchen von Mailand und Como, nachher die eidgenössischen Orte – berichtet. Spezielles Interesse verdient die Darstellung der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts, die fast zwei Drittel des Bandes füllt. Aus den schweren innen- und außenpolitischen Verwicklungen erhellt, in welchem hohem Maße der Tessin geistig und wirtschaftlich lange Oberitalien verpflichtet geblieben ist, wobei doch die politische Einstellung zur Eidgenossenschaft nie in Frage gestellt war. Aufschlußreich sind auch die Kapitel über die Auswanderung im 19. Jahrhundert, die binnenschweizerische und die überseeische, und «Pro Ticino». – Bei der Darstellung der künstlerischen Aktivität der Tessiner stützen sich die Verfasser im wesentlichen auf Ugo Donati (*Breve storia di artisti ticinesi*, Bellinzona 1939). – Das lebendig geschriebene und würdig ausgestattete Werk bildet eine wertvolle Bereicherung unserer schweizergeschichtlichen Literatur.

H. Holderegger.

HERMANN STOLL, *Die Alamannengräber von Hailfingen in Württemberg*. Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit, Bd. IV. Berlin, W. de Gruyter & Co. 1939. 83 Seiten, 36 Tafeln und 3 Pläne. Preis RM 35.–.

Die verbreitete Auffassung, daß die Alamannengräberhöfe außer einigen reichen Funden immer wieder «das gleiche Fundmaterial» lieferten und deshalb nicht von allzugroßem Interesse seien, wird durch das vorliegende Buch glänzend widerlegt. Es wird gezeigt, daß die ältere Dorfgeschichte, und damit die Kenntnis der Bevölkerungsgeschichte der 2. Hälfte des 1. Jahrtausends n. Chr. überhaupt, zunächst hauptsächlich von diesen Gräberfeldern auszugehen hat. Die Friedhöfe von Hailfingen sind allerdings ein besonders klares Beispiel. Es fehlen solche aber auch anderwärts nicht. Ähnliche Aufschlüsse verspricht z. B. der ganz untersuchte Friedhof von Bülach, Kt. Zürich.

Hailfingen lieferte bis jetzt einen Hauptfriedhof und einen anschließenden Sonderfriedhof, insgesamt 600 Gräber, dazu drei kleine Einzelfriedhöfe mit ursprünglich wohl 40, 12 und einer nicht bestimmbar Anzahl

von Bestattungen. Die sorgfältige Untersuchung der Gräber gestattete mannigfache Erkenntnisse über Bestattungsbräuche, nicht nur was die Größe oder den Reichtum einzelner Gräber angeht, sondern vielmehr den Bestattungsvorgang selbst, die Verwendung von Totenbrettern, Bahren, Baum- und Brettersärgen. Wiederum sehr stark in Erscheinung, wie in vielen Alamannenfriedhöfen, trat der für uns so bedauerliche Grabraub, ausgeübt in alamannischer Zeit, da genaue Lage und selbst Inhalt der Gräber bekannt gewesen sein müssen. Stoll glaubt die Zeit um 700 besonders dafür verantwortlich machen zu können.

Die zahlreichen Funde gehen nicht über das hinaus, was wir aus gleichzeitigen Fundplätzen dieser Zeit kennen. Einzelne Stücke werden durch Schönheit oder Eigenart der Form immer überraschen, so etwa Goldschmuck oder ein verzierter Sax mit Runeninschrift. Die Datierung bietet nach den mannigfachen Vorarbeiten von Reinecke, Veeck, Zeiß und Werner kaum mehr Schwierigkeiten. In Frage kommt nur das 6. und 7. Jahrhundert. Keiner der Hailfinger Friedhöfe dürfte über 700 hinausgehen. Stoll gibt eine eingehende Beschreibung des Fundmaterials anhand zahlreicher vorzüglicher Tafeln, nach Sachen gegliedert. Das Gräberverzeichnis ermöglicht eine genaue Einsichtnahme in das Gesamtmaterial, das die Grabung lieferte.

Von Interesse und grundlegender Wichtigkeit ist aber vor allem das Kapitel über die Ergebnisse für die Ortsgeschichte, dessen Lektüre dem Historiker des Mittelalters nicht genug empfohlen werden kann. Stoll geht, nach Veeck, von der Unterscheidungsmöglichkeit der Toten nach ihren Beigaben in Freie (mit Schwert), Halbfreie (mit Lanze) und unbewaffnete Hörige aus. Die Freien teilt Stoll nochmals in vollbewaffnete Hofbauern und mit Sax bewaffnete Kleinbauern. Es ergeben sich hieraus Schlüsse auf die Anzahl der Sippen und die Bevölkerungszahlen der Siedlungen überhaupt. Gegen Ende des 7. Jahrhunderts auftretende Reihengräber geben vielleicht Hinweise auf Entstehung des Ortsadels. Die politischen Verhältnisse im 7. Jahrhundert führen dazu, daß infolge Fehlens von Auswanderungsmöglichkeit Neugründungen von Höfen vorgenommen werden müssen. Die Folge davon sind Rodungen. Die kleinen Einzelfriedhöfe von Hailfingen, die alle spät sind, gehören zu solchen Höfen. Erst die durch straffere kirchliche Organisation erfolgte Anlage von Friedhöfen um die Pfarrkirche setzt, wie andernorts, der Belegung der verschiedenen Friedhöfe ein Ende.

Die Ausstattung des vorliegenden Bandes in Tafeln und Karten ist ausgezeichnet und macht dem Verlag alle Ehre.
E. Vogt.

CHRISTIAN PESCHECK, *Die frühwandalische Kultur in Mittelschlesien*. Quellenschriften zur ostdeutschen Vor- und Frühgeschichte, Bd. 5. Verlag Kurt Kabitzsch, Leipzig 1939. 406 Seiten, 27 Tafeln und 192 Abbildungen im Text. Preis RM 25.—.

Die Geschichte der Langobarden ist in ihren späteren Abschnitten so bekannt wie eindrucklich. Den antiken Schriftstellern gaben sie erst Anlaß, sich näher mit ihnen zu beschäftigen, als sie auf ihren Wanderungen ins Gebiet des römischen Reiches gelangten. Durch die archäologische Forschung ergaben sich seit längerer Zeit Anhaltspunkte über frühere Siedlungsplätze dieses germanischen Stammes, ja über ihr Herkunftsgebiet im Norden. Das schlesische Fundgebiet hat seit Jahren ein umfangreiches Material geliefert, das den Wandalen zugeteilt werden muß. Schon früher wurde von M. Jahn und K. Tackenberg das nieder- und oberschlesische Material publiziert. Der Band von Pescheck bringt nur den älteren Teil (1. Jahrh. vor bis 2. Jahrh. nach Chr.) der mittelschlesischen Funde. Das umfangreiche Material zwingt dazu, denn schon die Fundberichte für diesen Teil nehmen 220 Seiten ein. Der Verfasser legt im darstellenden Teil die Funde nach Typen vor. Sie bestehen vornehmlich aus Waffen, Bestandteilen der Gewandung und Keramik. Die Metallsachen stammen fast alle aus Gräbern, während Keramik auch aus Siedlungen vorliegt. Die Wandalen haben ihre Toten meist verbrannt, auch viele Metallbeigaben und sogar viel Keramik zeigen Einwirkung des Feuers. Doch kommen auch Skelettgräber vor.

Selbstverständlich lebten die Wandalen nicht isoliert in Schlesien und Polen. Sie hatten mancherlei Beziehungen zu Nachbarvölkern, was sich auch in den Funden ausdrückt. So zeigen sich Einflüsse von den nördlich der Wandalen siedelnden Burgundern und den Markomannen in Böhmen her. Auch keltische Merkmale lassen sich feststellen. Sie stammen vielleicht von schon vorher in Schlesien siedelnden Kelten her. Die von Pescheck genannten rätischen Einflüsse entsprechen kaum den Tatsachen, hingegen spielt, wie bei einer großen Zahl der germanischen Stämme des Nordens, das römische Importgut eine große und wichtige Rolle: Münzen, Bronzegefäße, Glas usw. — Für die schon von anderen Forschern nahegelegte Einwanderung der schlesischen Wandalen aus Jütland kann Pescheck weitere archäologische Belege bringen.
E. Vogt.